Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 26 (1922-1923)
Heft: 8

Artikel: Das Schatzkästlein der Kaiserin
Autor: Lagerlöf, Selma
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667990

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sich beispielsweise kurz vor ihrem Aufblühen der Fruchtknoten, den man leicht für einen Teil des Stempels hält, derart, daß nun das obere Blumenblatt zu unterst steht und als breit ausladende Lippe dem Insekt zum Anflug dient. Andre wieder, wie die Stanhopeen, wachsen statt aufwärts stets nach unten durch das Erdreich; denn nicht nur hoch auf Bäumen gedeihen sie, auch aus den riesigen mit Staub erfüllten Blattscheiden der Palmen hängen wie aus natürlichen Blumenampeln ihre oft meterlangen, farbenprächtigen Guirlanden. Etwa die Hälfte aller tropischen Orchideen aber erschließen ihre Blüten am Boden des Urwalds, wo die Sonne ungehindert Zutritt hat in großen Lichtungen oder am Ufer breiter Ströme. Einige wenige führen auch ein lichtloses Dasein im Dunkel der Wälder, so unser elfenhaftes Ohnblatt oder die Nest- und Korallenwurz, wie sie nach der Form ihrer Wurzeln heißt. Die größten und merkwürdigsten gedeihen aber im flutenden Licht der Tropensonne. Als wahre Wunderblumen wachsen sie dort in so glühender Farbenpracht und unvergleichlicher Schönheit, daß enthusiastische Liebhaber fabelhafte Preise für eine neue interessante Züchtung oder eine seltene Art bezahlen; 200,000 Franken wurden bereits vor dem Kriege für eine einzige geboten, so daß die Orchideen die kostbarsten Blumen der Erde sind.

Das Schatzkästlein der Kaiserin.

Erzählung von Selma Lagerlöf.

Der Bischof hatte Pater Verneau zu sich bescheiden lassen. Es handelte sich um eine höchst peinliche Angelegenheit. Pater Verneau war ausgesandt worden, um in einem Fabrikdistrikt in der Gegend von Charleroi zu predigen, er war aber gerade mitten in eine große Arbeitseinstellung geraten, bei der die Arbeiter ziemlich wild und zügellos gewesen waren. Er berichtete dem Bischof, daß er gleich bei seiner Ankunft auf der „schwarzen Erde" einen Brief von einem Arbeiterführer erhalten hatte, des Inhalts, daß es ihm frei stünde, zu reden; wenn er sich aber erlaube, in seiner Predigt Gott zu nennen — gerade heraus oder auf Schleichwegen — dann solle ein Spektakel in der Kirche losgehen. „Und als ich auf die Kanzel trat und die Versammlung sah," sagte der Pater, „zweifelte ich nicht daran, daß sie ihre Drohung ausführen würden."

Pater Verneau war ein kleiner, vertrockneter Mönch. Der Bischof sah auf ihn hinunter wie auf ein Wesen niedrigerer Art. Solch ein unrasierter, ein bißchen schmutziger Mönch mit dem allerunbedeutendsten Gesicht müßte ja wohl feig sein. Er hätte ja sogar Angst vor ihm, dem Bischof.

„Es ist mir auch vermeldet worden," sagte der Bischof, „daß Sie den Wunsch der Arbeiter erfüllt haben. Aber ich brauche wohl nicht erst hervorzuheben ...."

„Monseigneur," unterbrach ihn Pater Verneau in aller Demut. „Ich glaubte, daß die Kirche, wenn möglich, störenden Auftritten aus dem Wege gehen solle."

„Aber eine Kirche, die es nicht wagt, Gottes Namen zu nennen ..."

„Haben Monseigneur meine Predigt gehört?"

Der Bischof ging im Zimmer auf und ab, um sich zu beruhigen.

„Sie wissen sie natürlich auswendig?" sagte er. „Natürlich, Monseigneur."

„Lassen Sie sie mich also hören, wie sie gehalten wurde, Pater Verneau, Wort für Wort, ganz wie sie gehalten wurde."

Der Bischof setzte sich in seinen Lehnstuhl. Pater Verneau blieb stehen.

„Mitbürger und Mitbürgerinnen," begann er, augenblicklich in seinen Vortragston verfallend.

Der Bischof zuckte zusammen.

„Sie lieben es, so angeredet zu werden, Monseigneur."

„Tut nichts, Pater Verneau," sagte der Bischof. „Fahren Sie fort!"

Den Bischof durchfuhr ein leiser Schauer; diese beiden Worte hatten ihn auf eine wundersame Art in die Situation versetzt. Er sah diese Versammlung von Kindern der „schwarzen Erde" vor sich, zu der Pater Verneau gesprochen hatte. Er sah viel rohe Gesichter, viele Lumpen, viel wilde Lustigkeit. Er sah das Volk, für das nichts geschehen war.

„Mitbürger und Mitbürgerinnen," begann Pater Verneau aufs neue, „es gibt hier im Lande eine Kaiserin namens Maria Theresia. Sie ist eine ausgezeichnete Regentin. Sie ist die weiseste und vortrefflichste Herrscherin, die es in Belgien jemals gegeben hat.

Andre Regenten, Mitbürger, andre Regenten bekommen nach ihrem Tode Nachfolger und verlieren alle Macht über ihr Volk. Nicht so die große Kaiserin Maria Theresia. Vielleicht hat sie den Thron in Österreich und Ungarn verloren; vielleicht sind Brabant und Limburg an andre Herren übergegangen, mit nichten aber ihre gute Grafschaft Westflandern. In Westflandern, wo ich diese letzten Jahre gelebt habe, kennt man heute noch keinen andern Herrscher als Maria Theresia. Wir wissen, daß König Leopold in Brüssel wohnt, aber er kümmert uns nicht. Maria Theresia ist es, die noch immer am Meere regiert.

„Und vor allem in Fischerdörfern. Je weiter man zum Meere hinaus kommt, desto allmächtiger regiert sie.

„Nicht die große Revolution und nicht das Kaiserreich und nicht die Holländer haben Macht genug gehabt, sie zu stürzen. Wie sollten sie auch? Sie haben für die Kinder des Meeres nichts getan, was sich mit ihrer Wirksamkeit vergleichen ließe. Was hat sie dem Volke auf den Dünen nicht alles geschenkt! Es ist unschätzbar, Mitbürger!

„Vor ungefähr hundertfünfzig Jahren, im Anfange ihrer Regierungszeit, machte sie eine Reise durch Belgien. Da kam sie nach Brüssel und Brügge, sie kam nach Lüttich und Louvain; aber als sie endlich genug große Städte und bildergeschmückte Rathäuser geschaut hatte, zog sie an die Küste hinaus, um das Meer und die Dünen zu sehen.

„Es war kein froher Anblick für sie. Sie sah das Meer größer und allmächtiger, als daß ein Mensch dagegen streiten könnte. Sie sah die Küste hilflos und unbeschützt. Da waren die Dünen, aber das Meer war einst über sie hinweggegangen und konnte es immer wieder tun. Da lagen auch einige Dämme, aber sie waren verfallen und eingesunken. Da sah sie versandete Häfen, da sah sie Marschland, so versumpft, daß nur Schilf und Binsen darin wachsen wollten, da sah sie vom Sturm zerrissene Fischerhütten, unter den Dünen erbaut, gleichsam ins Meer hinausgeschleudert, und da sah sie armselige, alte Kirchen, die vom Meere weit hinaus in Flugsand und Strandhafer, in unzugängliche Wildnis getrieben waren.

„Einen ganzen Tag weilte die große Kaiserin draußen am Meere; sie ließ sich von Überschwemmungen erzählen und von fortgespülten Dörfern. Sie ließ sich den Ort zeigen, wo ein ganzes Stück Land ins Meer versunken war. Sie ließ sich dorthin rudern, wo auf dem Meeresgrunde eine alte Kirche stehen sollte. Und sie ließ sich die Menschen aufzählen, die ertrunken waren, und das Vieh, das zugrunde gegangen war, als das Meer zum letzten Male die Dünen überschritten hatte.

„Den ganzen Tag lang dachte die Kaiserin in ihrem stillen Sinn: Wie soll ich diesem armen Volke auf den Dünen helfen? Ich kann dem Meere doch nicht verbieten, zu steigen und zu sinken, ich kann ihm nicht untersagen, den Strand zu untergraben. Auch kann ich den Wind nicht binden, noch ihm verwehren, die Boote der Fischer umzustürzen. Und ebensowenig vermag ich Fische in ihre Netze zu führen oder den Strandhafer in nahrhaften Weizen zu verwandeln. Kein Monarch der Welt ist so stark, daß er dieses arme Volk aus seinem Unglück zu erlösen vermöchte.

„Der nächste Tag war ein Sonntag, und die Kaiserin hörte in Blankenberghe die Messe. Da war alles Küstenvolk von Dunkerque bis Sluis herbeigeströmt, um sie zu sehen. Aber vor der Messe ging die Kaiserin umher und sprach mit dem Volke.

„Der erste, der ihr begegnete, war der Hafenvogt von Nieuport. „Was gibt es Neues in deiner Stadt?" fragte die Kaiserin. „Nichts Neues," sagte der Hafenvogt, „außer daß Cornelius Aertsens Boot gestern nacht vom Wind umgestürzt wurde und man ihn heute morgen an unserer Küste fand, auf dem Bootskiel reitend." „Noch ein Glück, daß er mit dem Leben davongekommen ist," sagte die Kaiserin. „Das kann niemand wissen," sagte der Hafenvogt, „denn er war wahnsinnig, als man ihn ans Land brachte." „Wohl vor Schrecken?" fragte die Kaiserin. „Ja," sagte der Hafenvogt, „es kam daher, weil wir in Nieuport nicht haben, worauf wir in der Stunde der Not vertrauen können. Cornelius wußte, daß seine Frau und die kleinen Kinder Hungers sterben müßten, wenn er umkäme, und dieser Gedanke brachte ihn wohl von Sinnen." „Das ist es also, was

euch hier draußen auf den Dünen not tut," sagte die Kaiserin, „etwas, worauf ihr vertrauen könnt." „Das ist es," sagte der Hafenvogt, „das Meer ist unsicher, der Boden ist unsicher, Fischfang und Verdienst sind unsicher. Etwas, worauf wir vertrauen können, das brauchen wir." Die Kaiserin ging weiter, bis sie zum Pfarrer von Heyst kam. „Was gibt es Neues in Heyst?" sagte sie zu ihm. „Nichts Neues," antwortete er, „es sei denn, daß Jakob van Ravesteyn aufgehört hat, das Marschland einzudeichen, am Hafen zu graben, einen Leuchtturm zu errichten, und daß er überhaupt alle nützliche Arbeit aufgegeben hat, die er unter den Händen hatte." „Aber, wie kommt das nur?" sagte die Kaiserin. „Er hat eine Erbschaft gemacht," sagte der Pfarrer, „und jetzt erscheint sie ihm geringer, als er erwartet hatte." „Aber da hat er doch etwas Sicheres," sagte die Kaiserin. „Ja, gewiß," erwiderte der Pfarrer. „Aber nun, da er das Geld in der Hand hat, wagt er sich an kein großes Werk mehr, aus Furcht, daß es nicht hinreiche." „Also wäre etwas grenzenlos Großes vonnöten, um euch in Heyst zu helfen," sagte die Kaiserin. „So ist es," pflichtete ihr der Pfarrer bei, „es ist unendlich viel zu tun, und nichts kann geschehen, bevor man nicht weiß, daß unendlich viel da ist, um daraus zu schöpfen."

„Die Kaiserin schritt weiter, bis sie zu dem Lotsenältesten von Middelkerke kam und ihn nach Neuigkeiten aus seiner Stadt fragen konnte. „Nichts neues weiß ich zu berichten," sagte der Lotsenälteste, „nichts, als daß Jan van der Meer in Streit mit Luca Neerwinden geraten ist." „Wirklich?" sagte die Kaiserin. „Ja, sie haben diesen Dorschgrund gefunden, nach dem sie beide ihr Leben lang gesucht haben. Seit altersher hörten sie davon erzählen und streiften auf dem Meere umher, um ihn zu finden, und waren allezeit die besten Freunde; aber jetzt, seit sie ihn gefunden haben, sind sie Feinde geworden." „So wäre es also besser gewesen, sie hätten ihn nie entdeckt," sagte die Kaiserin. „Ja", sagte der Lotsenälteste, „gewiß wäre es besser gewesen." „So müßte wohl das, was euch in Middelkerke helfen könnte," sagte die Kaiserin, „so gut verborgen sein, daß niemand es fände." „Freilich," stimmte der Lotsenälteste ihr bei, „gut verborgen müßte es sein, denn, wenn jemand es fände, gäbe es nur Zwist und Zank darüber, oder es würde auch gleich verbraucht, und da täte es keinen Nutzen mehr."

„Die Kaiserin seufzte und fühlte, daß sie nichts vermochte. Sie ging dann in die Messe, und die ganze Zeit über lag sie auf den Knieen und betete, daß sie dem Volke dennoch möge helfen können. Und, mit eurer Erlaubnis, Mitbürger, gegen Ende der Messe war es ihr klar geworden, daß es besser sei, wenig zu tun, als nichts zu tun. Als die Leute aus der Messe kamen, stellte sie sich auf die Kirchentreppe, um zu ihnen zu reden.

„Keiner aus Westflandern wird je vergessen, wie sie damals aussah. Schön war sie wie eine Kaiserin und auch so angetan. Sie hatte sich Krone und Mantel reichen lassen und hielt das Zepter in der Hand. Sie hatte hochgekämmtes, weißgepudertes Haar, und eine Schnur großer echter Perlen ringelte sich durch die Haarwellen. Sie war in rote, leuchtende Seide gekleidet, aber das ganze Gewand war mit vlämischen Spitzen überzogen. Rote, hochhackige Schuhe trug sie, mit großen Juwelenspangen über dem Rist. So sieht sie noch heute aus, wenn sie Westflandern regiert.

„Sie sprach zu den Küstenbewohnern und tat ihnen ihren Willen kund. Sie sagte ihnen, wie sie auf Hilfe gesonnen hätte. Sie sagte, sie wüßte wohl, daß sie das Meer nicht zur Stille zwingen, die Winde nicht festbinden könnte, daß es nicht in ihrer Macht stünde, den Fischstrom an die Küste zu leiten oder den Strandhafer in Weizen zu verwandeln. Aber was sie armes Menschenkind für sie tun könne, das solle doch geschehen.

„Sie lagen alle auf den Knieen, indes sie sprach. Nie zuvor hatten sie ein so mildes und mütterliches Herz für sich schlagen fühlen. Die Kaiserin sprach so mit ihnen von ihrem harten Leben, daß sie über ihr Mitleid zu weinen begannen.

„Jetzt aber, sagte die Kaiserin, hätte sie beschlossen, ihnen ihr Schatzkästlein zurückzulassen mit allem, was es bergen könne. Das solle ihre Gabe für alle jene sein, die draußen auf den Dünen wohnten. Es sei die einzige Hilfe, die sie leisten könne; sie bat sie, zu verzeihen, daß sie so gering sei. Und sie hatte Tränen in den Augen, auch sie, als sie dieses sagte.

„Sie fragte sie nun, ob sie versprechen und es beschwören wollten, daß sie den Schatz nicht gebrauchen wollten, bevor die Not unter ihnen

so groß wäre, daß sie nicht mehr größer werden könnte. Und weiter, ob sie schwören wollten, daß sie ihn auf ihre Nachkommen vererben würden, wenn sie selbst seiner nicht bedürften. Und schließlich bat sie jeden einzelnen Mann, zu geloben, daß er nicht trachten würde, sich des Schatzes zu seinen eignen Gunsten zu bemächtigen, sondern daß jeder zuerst die ganze Fischerbevölkerung hören wollte.

„Ob sie das beschwören wollten? Das wollten alle. Und sie segneten die Kaiserin und weinten Tränen der Dankbarkeit. Und auch sie weinte und sagte ihnen, sie wüßte wohl, daß sie eine nie versagende Stütze brauchten, um darauf zu vertrauen, und unendliche Schätze und unsägliches Glück, aber das könne sie ihnen nicht geben. Sie sei ohnmächtig gewesen wie hier draußen auf den Dünen.

„Mitbürger, ohne daß sie es wußte, kraft jener Regentenweisheit, die diesem großen Weibe angeboren war, ist es ihr gelungen, mehr zu erreichen, als sie im Auge hatte, und darum kann man sagen, daß sie noch heutigen Tages Westflandern regiere.

„Es muß euch eine Freude sein, von allen den Segnungen zu hören, die sich durch die Gabe der Kaiserin über Westflandern verbreitet haben. Die Leute dort draußen haben etwas, worauf sie vertrauen können, und das tut ihnen sehr not, wie uns allen. Wie groß das Elend auch sein mag, es ergreift sie keine Verzweiflung.

„Sie haben mir dort draußen gesagt, wie das Schatzkästlein der Kaiserin aussieht. Wie der Schrein der heiligen Ursula in Brügge, nur noch viel schöner. Es ist eine Nachbildung der Domkirche in Wien und ist aus reinem Golde verfertigt, aber auf den Seitenfeldern sieht man die Schicksale der Kaiserin im klarsten Alabaster gebildet. Auf den vier Seitentürmchen leuchten die vier Diamanten, die die Kaiserin aus der Krone des türkischen Sultans genommen hat, und auf den Giebeln ist ihr Namenszug in Rubinen eingelegt. Aber wenn ich sie frage, ob sie den Schrein gesehen hätten, dann sagen sie, daß schiffbrüchige Seeleute, die in Lebensgefahr sind, den Schrein stets vor sich auf den Wellen schwimmen sehen, zum Zeichen, daß sie nicht um Weib und Kind verzweifeln mögen, wenn es sich so fügte, daß sie sie lassen müßten.

„Aber diese Leute sind die einzigen, die den Schatz gesehen haben, sonst ist ihm niemand nahe genug gekommen, um ihn zu zählen. Und ihr wißt, Mitbürger, daß die Kaiserin zu niemand gesagt hat, wieviel er enthielt. Aber, wenn ihr etwa daran zweifelt, wie segensreich er gewesen ist und noch heute ist, dann bitte ich euch: gehet hinaus ans Meer und sehet selbst. Da hat es seither ein Graben und Bauen gegeben, und das Meer liegt jetzt hinter Dämmen und Wellenbrechern gezähmt und gebändigt und tut keinen Schaden, und es gibt grüne Wiesen innerhalb der Dünen und Badeorte und wachsende Städte an der Meeresseite. Bei jedem Leuchtturm aber, der errichtet wurde, bei jedem Hafen, bei jedem Schiffe, die man zu bauen begann, bei jedem Damm, den man aufwarf, — immer dachte man: Wenn die eignen Mittel nicht reichen, so hilft uns unsre gnädige Kaiserin Maria Theresia. Aber das ist stets nur ein Sporn gewesen, das eigne Geld hat immer gereicht.

„Ihr wißt auch, daß die Kaiserin nicht gesagt hat, wo der Schatz sich befand. War das nicht wohlbedacht, Mitbürger? Einer hat ihn in Verwahrung, aber erst, wenn alle sich entschlossen haben, ihn zu teilen, wird der Mann, der den Schatz jetzt verwahrt, hervortreten und erzählen, wo er sich befindet. Darum weiß man, daß er weder jetzt, noch in Zukunft ungerecht verteilt werden wird. Er ist für alle gleich. Ein jeder weiß, daß die Kaiserin ebensogut an ihn denkt, wie an seinen Nachbarn. Es kann nicht, wie anderwärts, Zwist und Neid unter dem Volke draußen entstehen, denn sie haben das Beste gemeinsam."

Der Bischof fiel Pater Verneau in die Rede.

„Genug," sagte er, „wie haben Sie den Schluß gestaltet?"

„Ich sagte ihnen," erwiderte der Mönch, „es sei ein großes Unglück, daß die gute Kaiserin nicht auch nach Charleroi gekommen sei. Ich beklagte sie, weil sie das Schatzkästlein nicht besäßen. Bei den großen Dingen, die sie vollbringen wollten, könnte ihnen gewiß nichts nötiger sein, sagte ich."

„Nun?" fragte der Bischof.

„Ein paar Kohlrüben, Euer Hochwürden, und ein paar Pfiffe, aber da war ich schon von der Kanzel herunter. Weiter nichts."

„Sie hatten verstanden," sagte der Bischof, „daß Sie zu ihnen von Gottes Vorsehung sprachen."

Der Mönch verneigte sich.

„Sie hatten verstanden, daß Sie ihnen zeigen wollten, daß diese Macht, die sie verhöhnen, weil sie sie nicht sehen, sich fern halten muß. Daß sie in demselben Augenblick mißbraucht werden würde, in dem sie sich in vernehmbarer Form offenbarte. Ich beglückwünsche Sie."

Der Mönch verneigte sich und schritt auf die Tür zu. Der Bischof kam ihm nach; er strahlte vor Wohlwollen.

„Aber das Schatzkästlein ...? Sie glauben noch daran, die Leute dort ...?"

„Ob sie daran glauben! Gewiß, Monseigneur!"

„Aber der Schatz, — war denn jemals ein Schatz da?"

„Mit Ihrer Erlaubnis, Monseigneur, ich habe geschworen ..."

„Nun, nun, mir ..." sagte der Bischof.

„Der Pfarrer von Blankenberghe hat ihn in Verwahrung. Er ließ ihn mich sehen. Es ist eine kleine Holzkiste mit Eisenbeschlägen."

„Nun?"

„Und auf ihrem Boden liegen zwanzig blanke Mariatheresientaler."

Der Bischof lächelte, er wurde aber sogleich wieder ernsthaft. „Kann man solch eine Holzkiste mit der Vorsehung vergleichen?"

„Alle Vergleiche hinken, Monseigneur. Alle Menschengedanken sind eitel."

Pater Verneau verneigte sich noch einmal und glitt aus dem Empfangszimmer.

Wenn Steine reden.

Tagebuchblätter aus der Geschichte unserer Erde.

Mit elf Aufnahmen vom Verfasser nach Originalen des Naturhistorischen Museums zu Lübeck.

Wer einmal offenen Auges die schöne deutsche Ostseeinsel Rügen durchwandert hat, dem werden sicherlich am Fuße der weißen Kreidefelsen seltsam geformte Steine, die dort in großer Menge herumliegen, aufgefallen sein. Und man braucht nicht gerade Fachmann, insbesondere Geologe zu sein, um sich zu sagen, daß diese regelmäßigen, schöngeformten Steine irgendeine besondere Bedeutung haben müssen. So ist denn in der Tat auch das, was wir dort an Rügens Strande finden, einstmals ein lebendes Geschöpf gewesen; es sind Versteinerungen, Petrefakte, d. h. zu Stein gewordene organische Geschöpfe. Solche Versteinerungen finden sich überall auf der Erdoberfläche, und am auffälligsten treten sie in Gebirgsgegenden zutage. Diese Petrefakte reden zu uns eine eindrückliche Sprache; sie erzählen uns, daß unser Erdball keineswegs immer so gewesen ist wie heute, sondern daß vielmehr auch auf ihm ein ewiges Werden und Vergehen herrscht. Getreulich hat nun Mutter Erde ihre Lebensgeschichte und diejenige ihrer Geschöpfe aufgezeichnet, indem sie ihr Tagebuch in unvergänglichen Stein meißelte.

Zu jenen fernen Urzeiten der Erdgeschichte, in denen sich die Kontinente, die Gebirge und Meere bildeten, entstanden auch die kristallinischen Urgesteine, die der Geologe Granit und Urgneis nennt, und die auch den Kern der meisten großen Gebirgsstöcke bilden. In diesen Gesteinen hat man niemals eine Spur ehemaligen Lebens gefunden. An verschiedenen Stellen der Erde gehen nun diese Urgesteinslager in geschichtete, sogenannte Sedimentgesteine über, die sich zweifellos unter der Einwirkung des Wassers abgelagert haben. Und in diesen unterkambrischen Schichten, wie man sie genannt hat, finden sich die ersten Reste eines dürftigen Lebens, seltsame Kriechspuren von Würmern und Schnecken, Abdrücke von Quallen, einige Muscheltiere, sogenannte Armfüßer oder Brachiopoden; das ist so ziemlich alles, was uns der zu Stein gewordene Urschlamm aufbewahrt hat. Je weiter man aber in den kambrischen Gesteinsschichten emporsteigt, desto höher entwickelten Lebensformen begegnen wir. Auffallende Charaktertiere des ganzen Kambriums sind die seltsamen Trilobitenkrebse, die in ungeheurer Artenzahl die Tiefsee bevölkert haben, denn ihre Reste finden sich in diesen Gesteinsschichten in großer Menge. Gewöhnlich ist es der harte Rückenpanzer dieser Urkrebse, der erhalten ist, und der eigentümliche Vorgang des Versteinerns hat sie uns über Zeitläufe hinweg aufgehoben, die zweifellos nach Hunderten von Millionen Jahren zu bemessen sind. Alle Arten dieser kleinen Ungeheuer waren aber völlig blind, wie auch alle übrigen in diesen Schichten gefundenen Geschöpfe. Das Leben scheint also blind geboren, Augen waren auch wohl kaum notwendig, denn über Land und Meer lag noch